

(Nachdruck verboten.)

15] Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Philipp und Käthe blieben stehen, wo er sie verlassen hatte, bis er im Nebel verschwand, der aus dem Marschboden aufstieg, und der Hufschall verklungen war. Sie ließen die Köpfe hängen und wendeten die Gesichter von einander ab, obgleich ihre Arme verschlungen waren. Eine Zeit lang schwiegen beide. Die Augenlider des Mädchens zitterten, es sah ängstlich und hilflos vor sich hin. Dann sagte Philipp: „Wir wollen nach Hause gehen,“ und sie traten zusammen den Heimweg an.

Sie wechselten weiter kein Wort, noch sahen sie sich in die Augen. Der Druck ihrer Arme löste sich, starr und ein wenig zu teilnahmslos, doch fühlten beide, daß sie an einander festhalten mußten, damit sie nicht umfielen. Es war fast, als ob Ros Christian's Hohn beim Abschied ihre Herzen vor einander aufgedeckt und ihnen ihr Geheimnis enthüllt hätte.

An der Brücke stießen sie auf Cäsar, Grannie, Nancy Zoe und die halbe Einwohnerschaft von Sulby, die mit Laternen ausgezogen waren, sie zu suchen.

„Da sind sie!“ rief Cäsar. „Sie haben ihn also gezüchtigt, haben ihm den Kopf heruntergeschlagen, ich wette drauf. Auch glaube ich fest, es wird Ihnen vergeben werden. War jener Schlag doch beinahe mehr, als das Fleisch ertragen kann. Vor meiner Gnadenzeit — Preis dem Herrn, daß seine Hand mich in Schranken hielt — lähmte er mich stets mit Reußen und Hüftweh, sobald der Born in mir aufzusteigen drohte. Aber was seh' ich“ — er hielt sich die Laterne hoch über den Kopf — „auf Ihrem Gesicht ist ja Blut.“

„Eine Schramme, weiter nichts,“ sagte Philipp.

„An allem Unheil sind die Frauen schuld!“ rief Cäsar.

„Die Frauen sind allwege so gut wie die Männer — das weiß der liebe Himmel!“ fuhr Nancy heraus.

„Um!“ meinte Cäsar. Die Bibel sagt, daß der Mann etwas geringer als die Engel geschaffen sei; über die Frau aber ist uns nichts geoffenbart.“

„Die Schrift hat schwerlich etwas mit Ros Christian zu thun, Vater,“ sagte Grannie.

„Der Herr verhüt' es!“ rief Cäsar. „Fällt doch der Apfel nicht weit vom Stamm; und sein Vater heißt Christian Ballawhaine.“

„Aber, stammen wir nicht alle von Adam ab?“ warf Grannie ein.

„Ja, und was noch schlimmer ist — von Eva,“ setzte Cäsar hinzu.

VI.

Philipp ging nun eine Zeit lang nicht mehr nach Sulby. Er hatte hinreichende Entschuldigung dafür. Sein Beruf nahm seine ganze Thatkraft in Anspruch. Wenn er nicht in Douglas bei der Arbeit war, so wurde er zu Hause in Ballure von der Tante erwartet. Doch weder durch sein Fernbleiben, noch die dahinrollenden Jahre entging er der Versuchung. Etwas erinnerte ihn immer wieder an Käthe und mahnte ihn an seine Pflicht, sie nicht zu vergessen — das war sein Peto gegebenes Versprechen, sein Amt als Dooney's Molla. Hatte er nicht gelobt, über das Mädchen zu wachen? Er mußte es thun. Der Vertrauensposten war heilig.

Es gab jedoch einen Ausweg in dieser schwierigen Lage. Die Post war ein unpersonlicher und unbestechlicher Zwischenträger. Philipp schrieb daher häufig. Manchmal hatte er Nachrichten einzuschicken, da die Botschaften Petes durch ihn gingen, um Cäsar's Argwohn nicht zu wecken; gelegentlich hatte er Liebesbriefe einzuschließen, dann und wann Geschenke zu übermitteln. Auch wenn solche Veranlassung nicht vorlag, fand er es angenehm, den Briefwechsel in Fluß zu erhalten. Zu Weihnachten schickte er Glückwunschkarten, zum Johannisfest einen Strauß Moosrosen und selbst am Valentinstag einen Freundesgruß. Dies alles geschah, um seiner Pflicht zu genügen, und was er auch that, er that es in Petes Namen. Er überredete sich, daß er selbst damit ganz und gar nichts zu thun hätte, und da er seinen Augen den Anblick des Mädchens standhaft weigerte, glaubte er sich als ein treuer und aufrichtiger Freund zu bewähren.

Käthe war weniger zaghaft und schüchtern. Sie nahm die Geschenke, als ob sie von Peto kämen, und trug sie um Philipps willen. Auch schämte sie sich dessen in ihrem innersten Herzen nicht. Mit den Jahren strömte ihr das Lebensblut reicher durch die Adern; aus dem bezaubernden jungen Mädchen wurde ein herrliches Weib, das sich zur vollen Blüte jungfräulicher Schönheit entwickelte. Infolge dieser Veränderung ihres Aeußeren, die die Zeit bewirkt hatte, schien ihr das Vergangene in weite Ferne gerückt. Sie kam sich wie ein andres Wesen vor, wie die ältere Schwester des lachenden Mädchens, das Peto gekannt hatte. Daß ihr diese kleine Schwester eine Art Zwang auferlegen könne, hielt Käthe für unmöglich; sie dachte niemals daran.

Uebrigens behielt sie ihre Gedanken für sich. Ihre Familie wurde durch den Vorfall mit Ros Christian getäuscht. Nach ihrer Meinung liebte Käthe den jungen Mann noch immer, und weil sie sich nach ihm sehnte, sprach sie nie von Peto. Daß Philipp weglieb, hatte, wie sie glaubte, seinen Grund darin, daß er über ihre Untreue gegen seinen Freund verdrossen war. Auch von Philipp sprach Käthe niemals. Die Jhrigen führten ihn dagegen unaufhörlich im Munde und nährten mit ihrem Lobe die geheime Leidenschaft des Mädchens. So lebten die beiden drei Jahre lang wie zwei Gefangene in anstößenden Zellen, die dicht bei einander sind und doch ganz getrennt, die den Schall ihrer Stimmen hören, doch einander nie zu Gesicht bekommen. Wie heftig sie sich auch danach sehnten, einander zu umarmen — die Mauer, die sich zwischen ihnen erhebt, hindert sie stets daran.

Seit dem Ringkampf hatte Cäsar seine Tochter aller Pflichten im Gasthaus enthoben. Eines Tages im Frühling war sie im Giebelhaus mit Dinsenschalen beschäftigt, um Tagelichter zu ziehen, als Kelly, der Postbote, an der Vorhalle vorbeiging, wo Nancy Zoe die Leuchte puhte.

„Schon die Neuigkeit gehört?“ fragte Kelly. „Mr. Philipp Christian sind zwei Jahre erlassen, er ist als Barrister zugelassen worden.“

Nancy schaute ernst drein. „Dieser junge Herr ist doch gewiß ruhig und fleißig. Was will man ihm denn anthun?“

„Was sonst, Mädchen, als ihn zum fertigen Advokaten machen.“

„Nicht möglich!“ rief Nancy.

„Gestern hat er vor dem Stellvertreter des Gouverneurs sein Examen bestanden.“

„Der Tausend!“

„Heute abend hab' ich die Botschaft nach Ballure gebracht.“

„Das wird eine Freude gewesen sein, Mr. Kelly. Er ist doch ein ganzer Mann. Ich hab' es immer gesagt, ja wahrhaftig. Aber hier ist eine, die es nicht zugeben will, nein, ganz und gar nicht.“

„Sie meinen Fräulein Käthe. Da kennt man den Grund. Er macht ihr die Mehlsuppe klumpig. Guten Tag, Nancy.“

„Freilich ist's ein guter Tag, Mr. Kelly“, erwiderte Nancy, und der Postbote ging seines Weges.

Käthe kam jetzt eilig heraus, eine Bürste in der Hand. „Was hat der Postbote gesagt?“

„Daß Herr Philipp Christian Advokat geworden ist,“ erwiderte Nancy mit Nachdruck.

Käthens Augen strahlten, und ihre Lippen bebten vor Entzücken, sie sagte aber nur mit gleichgültiger Miene: „War das alles, was er Neues wußte?“

„Alles? Ist das nicht genug?“ fragte Nancy, das Fett von den Lichtküllen abkratzend. „Hört nur eins das Mädchen! Und er ist doch so gut gegen sie, während ihr Verlobter in der Ferne weilt.“

Käthe schälte die Dinsen und sagte mit einem Seufzer und einem schlaun Blick: „Ich glaube, Du denkst viel zu viel an ihn, Nancy.“

„Dann mach' ich's wieder gut, daß andre zu wenig an ihn denken.“

„Ich verstehe gar nicht, was Du nur an ihm hast,“ sagte Käthe.

„Wirklich nicht?“ fragte Nancy mit beißendem Hohn. Dann ihr Putzzeug hinwerfend, fügte sie noch hinzu: „Ich

Sonntagsplauderei.

selbst bin keine rechte Frau für 'nen Mann. Sie sind im ganzen doch nur armselige, hilflose Wichter, an denen ich nichts zu loben finde. Wenn ich mir aber doch einen von der Sorte gefallen ließe, so dürfte es keiner sein mit Armen und Beinen wie eine Puppe, mit einem Gesicht wie Quark und Milch und mit einem Rock und Hosen, die man schon von weitem die StraÙe herauf kommen sieht."

Nach diesem Gieb auf Noß Christian lief Nancy ins Haus, in der Meinung, Käthe den Kopf tüchtig gewaschen zu haben, so daß sie es niemals vergessen würde. Käthe strahlte vor Wonne. Dergleichen ungerechte Vorwürfe waren ihr süß wie Honig, solche Scheltworte klangen in ihren Ohren wie Freudenglocken. Sie fand ein heimliches Vergnügen daran, derartige Angriffe hervorzurufen, die ihr zweierlei Vorteil brachten: sie riefen beim Lobe Philipps eine köstliche Freude in ihr hervor und halfen ihr gleichzeitig, ihr Geheimnis zu wahren.

VII.

Später, am selben Tage, kam Cäsar mit der überraschenden Nachricht aus der Mühle zurück, daß Philipp auf der Landstraße geritten käme.

"Du meine Güte!" schrie Nancy und lief davon, sich das Gesicht zu waschen. Grannie rückte mit einem Griff ihre Haube zurecht und strich sich dann das graue Haar darunter glatt. Käthe selbst war wie der Blitz verschwindend; als aber Philipp am Thorweg abstieg, größer, älter, blasser und ernster als sonst, von dem blonden Kopfe die Mütze abzog und dabei lächelte wie lauter Sonnenschein, trat sie mit einem Handkorb am Arm und einem entzückenden Gut auf dem gewellten schwarzen Haar wie von ungefähr aus der Vorhalle.

Da gab es nun einen kleinen Schreck der Ueberraschung beim Wiedererkennen, ein kurzes Stocken des raschen Athems und aufgeregte Begrüßungen.

"Ich gehe, nach den Nestern zu sehen," sagte sie. "Sie treten wohl unterdessen ein und besuchen die Mutter."

"Dazu ist's Zeit," entgegnete Philipp. "Darf ich Ihnen nicht erst beim Eierfuchen helfen? Außerdem habe ich Ihnen auch etwas mitzuteilen."

"Betrifft es etwa Ihre Zulassung zur Advokatur?" fragte Käthe.

"O, das ist nichts," sagte Philipp. "Das ist, verstehen Sie, erst das A b c. Sozusagen nur die Vorbereitung für den Anfang."

Sie gingen nach dem Scheunenhofe hinüber und er band sein Pferd an und gab ihm Heu. Während sie dann auf Händen und Knien unter dem Stroh, unter den Schobern und zwischen den Büschen nach Eiern herumstöberten, wünschte sie ihm den besten Erfolg; worauf er erwiderte, er hoffe jetzt nicht bloß auf Erfolg, sondern es sei für ihn zu einer Art abergläubischer Gewißheit geworden. Sie verstand dies zwar nicht, sah ihn aber, auf allen vieren liegend, mit glänzenden Augen an und sagte:

"Was für eine herrliche Sache ist's doch, ein Mann zu sein!"

"Wirklich?" meinte Philipp. "Und doch erinnere ich mich an jemand, der es nicht bedauerte, ein Mädchen zu sein."

"War ich's?" fragte Käthe. "Das ist aber lange her. Ich erinnere mich auch an jemand, der vorgab, froh zu sein, daß ich's wäre."

"Das ist auch lange her," sagte Philipp, und beide lachten hell auf.

"Was für sonderbare Dinger doch die Mädchen sind — und auch die Knaben!" sagte Käthe mit einem altklugen Seufzer, indem sie das Gesicht in ein Nest steckte, wo eine Henne gluckte und unter ihrem Flügel hervor zwei erst mit Flaum bedeckte Küchlein piepten.

Sie gingen nun durch den Obstgarten, wo die Bäume in Blüte standen.

"Ich habe wieder einen Brief von Pete für Sie," sagte Philipp.

"So?"

"Hier ist er."

"Wollen Sie ihn nicht lesen?" fragte Käthe.

"Er ist doch für Sie und sicherlich braucht ein Mädchen dazu keinen andern."

"O, aber Sie machen eine Ausnahme. Sie wissen ja alles. Und dann — lesen Sie mir ihn nur vor."

(Fortsetzung folgt.)

Sinding, der nordische Bildhauer, hat eine Mutter Erde gestaltet: eine stehende Riesin, ein Hochgebirge nackter Glieder, auf den breiten Lippen das ernste, tiefe, starke, mütterliche, fruchtbare Wesen eines Kindes. Sie ist ganz strotzende Ruhe, erhabene Sicherheit, voll von der heidnischen Frömmigkeit der gebährenden Kraft. Im Schoße aber hegt sie ein junges paradiesisches Menschenpaar, ein Mann und ein Weib, das in zarter, umiger Liebe träumt — schlummernde Küsse. Die Triebwärme der Mutter Erde schützt die hüllenlosen Leiber, die Kraft ihrer Muskeln wehrt den eng umfangenen alle Gefahren ab, die Natur selbst wölbt den leicht verletzlichen Sterblichen ein schirmendes, weiches Nest, kein Feind kann ihre Liebe überfallen. Die Ewigkeit wacht an dem Lager, die Jahrtausende gleiten, und das zengende Leben erneuert sich unablässig. So war es seit Anbeginn, so wird es in alle Zeiten sein . . .

Jetzt aber erhebt sich jäh unter der Stirn der Riesin der Wahnsinn. Sie springt auf, ihre Glieder zuden und rasen, und in unstilligem, verheerendem Tanz tobt sie. Das Menschenpaar ist ihrem Schoße entglitten. Vergebens klammerten sie sich an die Knie der Tollen. Wehrlos liegen sie am Boden, die breiten Sohlen der Mutter Erde zertreten die feine Krumm, und aus tausend Wunden entrießelt ihr armes Leben: Megäre Erde!

In Martinique hat Megäre Erde getanzt. Die Zuversicht, daß in ihrem allgebärenden Schoße die Ruhe und der Friede walte, ist für einen Augenblick wieder aus dem Bewußtsein der Menschheit entschwunden. Eine kleine, winzige Verjähmung nur in den Hirnzellen der Mutter Erde, und Mütterchen tortelt trunken und zerstampft alles Leben.

Die Hölle ist in Martinique emporgequollen. Nein, nicht die Hölle. Mutter Erde ist, auch wenn sie der Wahnsinn umfängt, gnädiger als die verrückte Phantastie der Menschen. Ein Wirbelsturm von giftigen Dämpfen, lodendem Schlamm, glühendem Gestein segt über das Land, und in einem Nu ist alles Leben und alles Leben geschwunden! Wenn es wahr ist, daß in Jahrtausenden die organischen Elemente sich zu der zahllosen Mannigfaltigkeit der Lebensformen entwickelt haben, so genügt ein Augenblick des vulkanischen Aufstufes des Unorganischen, um diese ganze Entwicklung wieder rückgängig zu machen, das Leben in ein unbeseeltes Spiel chemischer Elemente und mechanischer Kräfte zurück zu verwandeln. Und die Jahrtausende menschlicher Kulturarbeit werden im Vorüberhischen mit hinweggenommen. Der Anfang ist wieder da, der Anfang, da alles wüste und leer von Leben war.

Dennoch ist diese Höllenfahrt zur Erde empor barmherziger als die Höllenvorstellungen der Menschen. Rasch und sicher erlitt die vulkanische Revolution alles Leben. Das Wesen der Hölle aber ist die Wiederholung, die Ewigkeit der Marter. Der Mensch hat das endlose Schmoren fühlender Leiber im Schwefel-fenerpfuhl erdormen, die unausgesetzte Streckfolter, das immer sich erziehende Verjähmachten, das lebenslängliche Zuchthaus, die Sklaverei, die Unentrinnbarkeit der Not und des Hungers. Mutter Erde aber erwirgt ihre Kinder, doch sie foltert sie nicht. 50 000 Menschen werden in einer vulkanischen Sündflut getötet, vielhundertjährige Menschenarbeit auf einmal zerstört — aber rasch tritt dieser Massentod heran und sein Werk ist mit einer Bewegung gethan. Und dann setzt sich Mutter Erde wieder ruhig hin, wächst wie einen bösen Traum den Schreden von der Stirn und äppig blüht in ihrem bergenden Schoße wieder das flüssende Leben, und ihre breiten Lippen strömen wieder das ernste, tiefe, starke, mütterliche, fruchtbare Wesen eines Kindes — als könnte diese schaffende Ruhe niemals unterbrochen werden.

Die moderne Menschheit steht in den gewaltigen Erdkatastrophen keine Zeichen des Himmels mehr. Niemand glaubt, daß die armen Menschen auf Martinique besonders hartnäckige Sünder gewesen seien, daß sie die StraÙe Sodoms und Gomorras erteilt. In den Zeitungen las man lediglich Erklärungen und Theorien über das Wesen vulkanischer Empörungen. Auf diesen fernem Inseln sind eben Bruchstellen der harten Erdrinde, das erklärt alles. So lange der Menschengestalt weder die Naturkräfte in ihrem urfächlichen Walten konnte, noch sie zu bändigen verstand, mußte er in jedem Windhauch den willkürlichen Eingriff einer unfählichen, überfinnlichen Geisterwelt fürchten. Heute haben wir nicht nur der Natur ihre Gesetze diktiert, denen sie willig folgt, wir können ihre Launen und Schreden auch im Laboratorium fabrikmäßig herstellen. Wir vermögen vulkanische Ausbrüche gleichsam auf Flaschen zu ziehen. Es ist möglich, durch organisierte Dynamitexplosionen ganz Berlin in die Luft zu sprengen und in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, in dem nichts Lebendes mehr ist. Der elektrische Funke eines hochgespannten Leitungsdrahtes ist für den, der ihn berührt, nicht minder tödlich als der Blitzstrahl. Die mechanische Zerstörungskraft, die von den Kleinkalibrigen Geschossen und Kanonenkugeln eines Armee-corps ausgeübt werden kann, nimmt es auf mit den Wirkungen eines Steinregens oder der Beulenpest. Die Entgleisung eines Schnellzuges gleicht an Gewalt einem Bergsturz oder Dambruch. Wir sind im stande, alle Schreden der Natur benutzt nachzuahmen und darum lösen sie nicht mehr die Stimmung eines göttlichen Strafgerichts aus. Wir sehen hinter die Coulissen ihres Seins und Werdens, darum haben sie alles Mystische verloren. Der cäsarenwahnsinnige Fürst, der die Donnerkeile Jupiters in seinen Händen vorzuganzeln suchte, erreichte wegen seines frevelhaften Uebermutes das Entsetzen

der von dem Wunderbaren, Unfasslichen zur Demut gebeugten Menschen. Heute hält jeder Elektrotechniker die Domerkelle des Zeus in seinen Händen, und die Elemente springen und hüpfen vor uns wie gelehrige Hündlein. Wir selbst verstehen es, solche elementare Strafgerichte auszuführen, und so sehen wir auch in einem Vulkan, der Zehntausende von Menschen tötet und ganze Städte überflutet, nicht mehr den rächenden Finger der Götter nicht eine Ahndung schwerer Sünden. Wir spielen ja selber Götterrollen.

Weil uns die Natur vertraut und künstlich nachahmbar ward, büßte sie nicht nur die Funktionen einer Vorsehung ein, ihre zerstörenden Kriegszüge bilden für uns nicht einmal mehr ein besonders Argument gegen den Glauben an eine gütige, großväterliche, gerechte und weise Lenkung unsres Geschicks. Die Frommen von Saint Pierre stürzten, vom Schwere überrascht, in die Kathedrale; sie brach über den Betenden, aufflammend, zusammen. Niemand nutzte dies Ereignis zu einer leidenschaftlichen Anklage gegen den Kirchenglauben aus. So lose hängt nur noch im Grunde die biblische Mythologie an der Christenwelt.

Das Erdbeben von Lissabon 1755 erschütterte einst den religiösen Glauben des kindlichen Goethe aufs tiefste. In „Wahrheit und Dichtung“ schildert er den Eindruck: „Eine große, prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem fürchterlichsten Unglück betroffen. Die Erde bebte und schwankte, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Kirme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen, die gedorstene Erde scheint Flammen zu speien — denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen —, sechszigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen miteinander zu Grunde, und der glückseligste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wüthet eine Schar sonst verborgener oder durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Hebriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt, und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.“

Dann erzählt Goethe von der fürchterlichen Erregung, die das Ereignis in den Gemüthern hervorrief: „Die Gottesfürchtigen ließen es nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. . . . Vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet. Der Knabe . . . war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.“

Das Erdbeben von Lissabon entsachte in der ganzen damaligen Welt einen leidenschaftlichen Kampf der philosophischen Meinungen. Voltaire, der Skeptiker, empfand eine brennende Freude über das Ereignis; es ward ihm zum Trionph über Leibniz und die andren Optimisten. Das also war die beste aller Welten! In einem umfangreichen Gedicht verspottete er die Philosophen, die schrien, alles sei gut: „Kommt, schaut diese fürchterlichen Ruinen, diese Trümmer. Hunderttausend Unglückliche von der Erde verschlungen? Werdet ihr noch sagen, das sei die Wirkung der ewigen Gesetze eines freien und guten Gottes?“ Goethe äußerte noch später (1772) ähnliches gegenüber Sulzer: „Was würde Herr Sulzer zu der Liebreichen Whirler Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten als Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinuntergeschlänge?“

Roussseau aber kam über die Ausdeutung der Katastrophe mit Voltaire zum Bruch. Er schrieb dem Spötter einen heftigen Brief: Er sei sehr betrübt über das Voltairesche Gedicht, weil er Gefühlswirkungen von dem Erdbeben erwartet hätte, die würdiger der Menschheit seien, als die, welche es ihm offenbar eingeflüßt habe. Und er stellt seine gegensätzliche Meinung auf: „Mit wie viel Uebeln immer das menschliche Leben besetzt sein mag, es ist, alles in allem genommen, kein übles Geschenk; und wenn es nicht immer ein Uebel ist zu sterben, so ist es sehr selten eines, zu leben.“

Der Deutsche Kant zog schließlich in einer besonderen Schrift über das Lissaboner Erdbeben im Jahre 1756 die Folgerungen, die uns heute am nächsten liegen. Er schildert mit der wissenschaftlichen Ruhe des Naturforschers Erscheinungen und Ursachen der Katastrophe, zum Schluß aber erhebt er sich zu einer stolzen Betrachtung über den „Nutzen“ der Erdbeben, er weist auf die höheren Ziele der Menschheit hin, auf welche jene Verheerungen der Natur aufmerksam machen, die nicht als Strafgerichte der Menschen anzusehen, vielmehr in der Oekonomie der Natur unabhängig von den Menschen begründet seien. Das sind die Empfindungen, die auch den modernen Menschen befehlen. Er läßt sich von den gewaltigen Ausbrüchen der Elemente nicht niederdrücken, er höhnt nicht in hämischer Selbsterniedrigung über die Ohnmacht des Lebens und die Jämmerlichkeit der Kultur, nein, im Anblick des Großen und Erhabenen, das auch in der Zerstörung liegt, erwacht sein Kulturstolz und sein wagender Schöpferdrang redt sich um so kühner empor. Das Kleinliche des Tages mit seinen muffigen Sorgen und

elenden Händen verstummt, und angezichts der todspeienden Natur verflündet er das große Leben und die hohen Ziele des Menschen geschlechts. Der Mensch fühlt in sich selbst die Kraft der Elemente.

Freilich am Anfang des 20. Jahrhunderts, im Zeitalter der Zeitungen, da jeder Tag neue Sensationen anspült, fehlt die Mühe zur verweilenden Sammlung. Der Vulkanausbruch von Martinique entfesselt keinen aufwühlenden Kampf der Weltanschauungen, keine Kreuzzüge der Pfaffenzerknirschung, keine Aneinandersetzungen über Wesen und Zweck des Daseins wie vor 150 Jahren. Es ist schließlich nur ein Unglücksfall wie viele; bald wird er vergessen sein.

Daß die Frommen von Saint Pierre in der Kathedrale vom Tode ereilt wurden, erregt niemandes Erstaunen. Man würde es im Gegenteil als unsinnig und frech zufällig empfinden, wenn das vulkanische Verderben just die Kirche gespart hätte. Nur ein paar verlorene Pastoren, die dieser Tage zu Berlin in der Synode sich versammelten, hatten nicht übel Lust, aus der Katastrophe von Martinique ein „Zeichen“ zu machen, ein Strafgericht, weil die Berliner, statt Sonntags die Kirchen zu bevölkern, in den Frühling hinauszuwandern. Aber nur schüchtern wagte sich der irriste Versuch hervor, die Zerstörung von St. Pierre zu benutzen, um einen besseren Pfingstbesuch der Kirchen zu veranlassen. Wir werden democh Pfingstfest sündhafte Ausflüge unternehmen. Mutter Erde ist dennoch reich an Gnade, sonderlich, wenn sie Blüten im Haar trägt und die Sonne jubelt. —
Joc.

Kleines Feuilleton.

th. Der Pfingstaussflug. Auf dem Bahnhof wimmelt es von Menschen. Von Minute zu Minute wächst die Masse. In das Dröhnen und Pfeifen der Züge mischt sich ein Gewirr von Stimmen. Sobald ein Zug einfährt, kommt Bewegung in die Massen. Man stürzt vor. Man drängt und schiebt. Vor jedem Coups entspinnt sich ein Kampf.

„Kommt nach hinten! Hinten ist es leerer.“
„Ach hinten ist es ganz dieselbe Sache!“
„Sie rennen mir ja 'n Schirm ins Gesicht.“
„Kinder habt Euch nicht, drängeln gehört zum Vergnügen.“
„Justab“, schreit eine junge Frau, „Justab, was willst du denn dritter Klasse? Wir haben doch zweite genommen.“
„Zweite ist voll! Nein, rein, daß wir bloß mitkommen.“
„Nein, rein!“ Andre Stimmen rufen es nach. Ein Mann mit einem Kinde auf dem Arm will sie sanft in den Hintergrund schieben, sie dreht sich aber um und stellt sich in die Thür und hält den Arm davor. „Nein, hier kommt keiner mehr rein. Hier kommt nur noch meine Schwester rein. Gete, wo biste denn? Nach doch!“
„Wir kommen ja aber alle mit. Ruhe doch nur!“ Der Mann mit dem Kinde versucht von neuem, das Coups zu erreichen. Die junge Frau giebt ihm einen Stoß vor die Brust, daß er fast herunterstolpert: „Wollen Sie mal die Dame zuerst hereinlassen, Sie alter Drängelberger!“
„Aber — Sie Person . . .“ Schließlich ist der Mann hinter Gete her doch noch ins Coups gesprungen. Er hält sich die Brust, der Puff hat gelessen.

„Wie können Sie zu der Dame „Person“ sagen?“ Der Ehemann fährt wütend auf ihn los: „Das ist 'ne Dame, keine Person!“
„Schöne Dame, die mit Fäusten pufft.“
„Det kommt vor de Feinheit!“ nickt ein junger Mann.
„Ja, das sind die vornehmen Manieren, davon verstehen wir bloß nichts.“
„Keilerei mit Pfingstvergnügen.“
„Wenn Sie hier frech werden, können Sie auch noch eins kriegen.“ Der Ehemann leucht fast vor verhaltenem Zorn. Die andern lachen.
„Person“ ist überhaupt 'ne Justitie.“ Die junge Frau wendet sich, über die Köpfe der andern weg, hoheitsvoll zu ihrem Mann.
„Du könntest das sogar bestrafen lassen.“
„Aber nich, wo Sie zuerst gehauen haben, Kränkeinden.“
„Ich rede gar nicht mit Ihnen. Was wollen Sie denn überhaupt von mir, kümmern Sie sich um sich.“ Sie wirft dem Mann mit dem Kinde einen vernichtenden Blick zu.
„Na ich meine man, weil Sie wat von Injurie sagen.“
„Wo sie ihn erst fast hingeschnitten hat,“ entrüstet sich eine Stimme im Hintergrund.
„Gott, Sie sind ja alle Lust für mich!“ Die junge Frau fächelt sich Kühlung mit dem Taschentuch.
„Und wenn hier jetzt das Gequaddel nicht aufhört, dann hole ich in Galensee die Polizei,“ schreit der Mann, „das ist ja eine schreckliche Gesellschaft.“
„Na ja, Polizei!“ Es erhebt sich ein Murren. Die junge Frau saßt des Mannes Hand.
„Justab, nu halt Du doch man bloß den Mund. Ich habe es Dir ja gleich gesagt, was wühte denn in de dritte Klasse steigen. Da fährt immer so viel Pöbel.“
„Sehr viel Pöbel! Stimmt auffallend!“ ruft zum zweitemale die Stimme aus dem Hintergrunde.

Alles lacht.

Der Zug ist unterdessen hinausgefahren. Im Fluge geht es durch die Stadt. Grüne Felder tauchen auf, schmucke Villen, lachende Gärten: Hälensee.

Ein Strom von Menschen ergießt sich durch die Bahnhofshalle, säumt die Treppen hinauf und wälzt sich durch die Straßen.

Alle Kongertgärten sind überfüllt. Man sitzt auf Bierfässern und Kisten, aber die Sonne lacht, die Musik klingt: man amüsiert sich.

In der Kaffeeküche drängen sich die Frauen; zehn, zwanzig. Stimmen schreien immer durcheinander: „Einen halben Liter Milch!“ „Mir dreiviertel!“ „Mir sechs Paar Tassen!“ „Kann ich denn nun endlich Tassen kriegen?“

„Es sind keine Tassen mehr rein, sie müssen erst gewaschen werden!“ ruft jemand vom Geschirrstand her.

„Dann waschen wir sie uns alleine!“ Zwei junge Mädchen nehmen einen ganzen Stoß und laufen lachend damit an den Brümmen.

„Kauf doch man noch Kuchen, Mutter! Vergiß den Kuchen nicht.“

„Tante Bertha hat ja welchen mitgebracht.“

„Ach, Tante Bertha badt mit Talg und dann ist er immer Knochen trocken.“

„Kriege ich denn nun meinen Kaffee bald?“

„Zimmer nach de Reihe, junge Frau, det jeht hier nach Nummer.“

„Ach was, ich kann nicht länger warten.“

„Aber drängeln Sie doch nicht so! Sie treten mir ja die ganze Schleppe ab.“

„Es Ihnen recht, tragen Se doch keine.“

„Ich will aber jeht meine Tassen haben. Ich nehme sie mir einfach.“ Eine von den Damen, die zuletzt kam, drängt sich vor und nimmt einen ganzen Stoß. Die andern schreien auf: „Dett sind meine Tassen, die hab' ich mir geholt!“

„Und die habe ich mir selber gewaschen. Wollen Sie mal meine Tassen stehen lassen.“

„Jeht hab' ich sie, und nun sind's meine.“

Die andre läuft lachend davon.

„Frechheit, ist mir so was schon vorgekommen. Holt sich die Tassen, die wir uns gewaschen haben.“

„Die denkt, weil se 'n feines Kleid an hat, da kann sie sich's rausnehmen.“

Alle Frauen sind entrüstet.

„Fünfundneunzig, sechsundneunzig, siebenundneunzig —“ ruft die Stimme der Kaffeeköchin. Der Streit ist vergessen, ein halbes Dutzend Hände strecken sich nach den braunen Kannen.

Ein paar Minuten später sitzt man um Tassen und Kuchenteller, schlürft den braunen Trank, lauscht der Musik und ist mit sich und der Welt einig, daß nichts auf Erden so poetisch ist, wie solch ein erster Pfingstmorgen. —

Geographisches.

— Zur Geographie Norwegens. Die „Rönlische Ztg.“ schreibt: Der Küste Norwegens, deren Länge, an einer geraden Linie von Berlin aus gerechnet, bis nach Afrika hinein reichen würde, sind über 150 000 Inseln vorgelagert. Eine genaue Zahl läßt sich auch heutigen Tages noch nicht geben, obwohl in den letzten Jahren in Norwegen umfangreiche Landmessungen stattfanden, die im übrigen von großem Interesse sind, weil sie den alten Karten gegenüber wesentliche Abweichungen zu Tage gefördert haben. Es sind überhaupt alle Staaten gezwungen, die ältere Ausmessung ihres Flächeninhalts zu wiederholen, da eine Landmessung mit Instrumenten und Arbeitsmethoden, wie sie der neueren Zeit zur Verfügung stehen, weit genauere Ergebnisse zeitigt, als früher möglich war. Frankreich beispielsweise ist ungefähr seit Mitte des 18. Jahrhunderts zweimal gründlich ausgemessen worden, woraus zwei Kartenwerke hervorgegangen sind, nämlich die 1750—1793 erschienene Karte, die zum Teil von Cassini herrührt, und eine Karte, die vom Döpöt de la Guerre besorgt wurde und von 1825—1880 zu stande kam. Die letztgenannte Karte wird in einer Weise ergänzt, die an Reumessung erinnert. In Oestreich-Ungarn begann man im Jahre 1807 mit einer vollständigen Landmessung, und nachdem diese beendet war, nahm 1869 eine neue Messung ihren Anfang. Was die neuesten norwegischen Messungen und die dabei gewonnenen Abweichungen betrifft, so sei nur erwähnt, daß Nordbyn, der nördlichste Punkt des norwegischen Festlandes, über 2 Kilometer nördlicher liegt, als die früheren, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Messungen angeben, und wenn in einigen Jahren Magerö, die Insel, auf der das Nordkap liegt, ausgemessen wird, dürfte sich auch bei diesem vielbesuchten Punkt Europas eine wesentliche Abweichung herausstellen. Die Küstenlinie Norwegens, die man noch in einem 1891 erschienenen norwegischen geographischen Buch auf 2500 Kilometer angegeben findet, beträgt ohne Rücksicht auf Fjorde und Buchten etwa 3400 Kilometer. Rechnet man aber auch die Küsten der vielen Fjorde und Buchten mit, dann ergibt sich eine Küstenlinie von etwa 20 000 Kilometer, also eine Länge ungefähr von der Hälfte des Erdumfanges beim Äquator. Von der Größe norwegischer Fjorde dürften schon viele Besucher Christianias oder Drontheims einen Begriff bekommen haben. Der Christianiafjord ist 95 Kilometer lang und hat etwa 1700 Quadrat-

kilometer Fläche, beim Drontheimer Fjord beträgt die Länge 135 Kilometer und der Flächenumfang etwa 1325 Quadratkilometer, wobei die in den Fjorden liegenden Inseln nicht mitgerechnet sind. Daß die Zahl der gesamten norwegischen Inseln, die längs der Küste hingefät liegen und die Schären bilden, über 150 000 beträgt, wurde bereits gesagt. Sie liegen zuweilen äußerst dicht, z. B. giebt es Gebiete von 50 Quadratkilometer Größe, die 800—900 kleine Insel und Klippen enthalten. An der nördlichen Küste Norwegens giebt es sogar ein Gebiet von obengenannter Größe, das 1350 kleine Inseln enthält, so daß im Durchschnitt 27 auf den Quadratkilometer kommen. Bewohnt werden gegenwärtig 2035 aller norwegischen Inseln, und zwar von 322 000 Einwohnern, während die Gesamtbevölkerung Norwegens rund 2 240 000 Menschen beträgt. Schließlich mögen hier noch die Abstände einiger Polarländer von Norwegen angeführt sein. Die Väreninsel liegt 540 Kilometer, Spitzbergen 760 Kilometer von Tromsö, dem berühmten Ausrüstungshafen aller Polarfahrer, der Abstand von Hammerfest bis zur Insel Jan Mayn, die beide auf ungefähr gleichem Breitengrad liegen, beträgt an 1180 Kilometer und von Bergen bis nach den Schetlandsinseln sind es etwa 380 Kilometer. Das südliche Nachbarland Dänemark liegt so nahe, daß die Schiffer gleichzeitig das Leuchtfeuer an der norwegischen Küste und an der Küste von Jütland sehen können. Die nördlichste Spitze Norwegens ragt höher gegen Norden, als irgend ein andres civilisiertes Land und liegt ungefähr auf derselben Breite wie die nördlichste Spitze von Alaska. —

Humoristisches.

— Zu viel verlangt. „Großbatterle, was sagstst' da derzue? 's Jakoble la' scho' zähle! Brauchst' 'n grad z'frage, wie viel Fingele er hab'!“

„Also, Jakoble, sag' merich: wie viel Fingele hast'?“

„Ha — 's sell woich i' — net!“

„Aber Bieble, biicht Du so dumm, — z' Haus hast' Du's wie am Schnürle herg'sagt!“

„Zoo — da han i' au' loine Händ'scher (Handschuhe) ang'hätt!“ —

— Aus einem Dankschreiben. „... Ihre Seife ist wirklich großartig. Bitte, für mich und meine Familie wieder ein Stück zu senden.“ —

— Im DuseL. „Du, sag' mal' Ede, is das mi der Mond oder 'ne Bogenlampe?“

„Ja, das kann ich Dir ooch nich sagen — da muß ich erst mal fühlen, ob 'n Pfahl d'runter is!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Erich Schallijers Komödie „Des Pastors Niele“ wird in der kommenden Saison von „Schall und Rauch“ aufgeführt werden. —

— Die dieser Tage vom Akademischen Verein für Kunst und Litteratur in Wien veranstalteten „Peer-Ghnt“-Auführungen ergaben ein Deficit von 5000 Kronen. —

— Die Budapester Stadthauptmannschaft unternahm das für Juni geplante Gastspiel von Girardill und Frau Niese in Budapest, weil gleichzeitig andre deutsche Vorstellungen durch das Berliner „Deutsche Theater“ stattfinden. —

— Ein Gauz-Archiv, in welchem u. a. der handschriftliche Nachlaß des Gelehrten untergebracht ist, wurde in den alten Gauzzimmern der Göttinger Sternwarte errichtet. —

— 6000 Kronen hat Professor Josef Seegen der Wiener Akademie der Wissenschaften überwiesen; diese Summe soll der Preis für die beste Lösung der folgenden Aufgabe sein: „Es ist festzustellen, ob ein Bruchteil des Stichtoffes der im Tierkörper ungesetzten Albuminate in Gasform durch die Lunge oder durch die Haut ausgeschieden wird.“ Die Arbeit muß bis 1. Februar 1904 bei der Akademie eingereicht werden. —

— Wie vor 1 1/4 Jahrhunderten Berliner Frauen ihre Männer suchten, lehrt ein Inserat von 1778, das aus der „Hande- und Spenerischen Zeitung“ von Lokalforschern ausgegraben worden ist. Es lautet: „Da der Kaufmann Hr. Odoul am vergangenen Dienstag abends den 24. dieses ausgegangen, und von der Zeit an nicht wieder zu Hause gekommen, so ist man besorgt, dieweil er etwas schwermütig war, daß ihm ein Unglück widerfahren sey; derowegen ersucht seine Fr. Liebste, an der Ede der Stechbahn, fremdlichst einen jeden, der von ihm etwas erfahren, ihr solches gütigst anzuzeigen. Gedachter Herr Odoul hat einen dunklen granen Surtout, grünen Plüschigen Weste, schwarzen Beinkleider, Stiefeln, und eine Ventelperuque angehabt, und ein spanisches Rohr, mit goldenem Knopf, oben mit einer Rosette und Carmosinring von kleinen Gesundheitssteinchen, bey sich gehabt.“ —